

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 2

Artikel: Angriff auf die Wunderhand
Autor: Linden, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662201>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wollten den Leuten etwas bieten. Da war einer, der schlug das Rad, zwei andere traten als Clowns auf, prügelten sich, bewarfen sich mit faulen Eiern, schrien und lachten so grell, dass die zwei Knaben nachher für eine Woche vom Singen dispensiert werden mussten, so heiser waren sie; und ich trat als der grosse Feuerfresser auf. Ich hatte vor der Vorstellung Petrol getrunken, was nicht sehr angenehm war. Langsam wurde mir von dem Petrol schlecht und als ich auftreten musste, war es so weit: ich musste mich ergeben. Das Petrol kam hoch. Ich hielt mir ein brennendes Zündholz vor den Mund und spie das hochgekommene Petrol in die Flamme, das gab eine grosse und breite Stichflamme und alle Zuschauer rieten hin und her, wie ich das wohl mache. Nach mir erschien Heiri: er bot jedem Knaben, der ihn im Boxen besiege, fünf Franken. Aber wer mit ihm kämpfen wollte, musste fünfzig Rappen bezahlen. Es traten neun Gegner auf. Heiri musste hart kämpfen, denn bei uns wurde jede Woche ein oder zweimal im Hausgang geboxt und so waren seine Gegner nicht unerfahren. Aber er besiegte sie alle, nicht gerade stilrein, zweimal musste er sogar mit dem Fuss treten, um doch noch den Sieg zu erhaschen, aber das merkte niemand. Kurz: der Abend war ein grosser Erfolg und am andern Tag zog gegen Abend eine ganze Schar vor das Gartenhäuschen, wo der Seiler-Karli wohnte. Ich hatte mir beim Auftreten die Wimpern angebrannt und ein wenig übel war mir immer noch vom Petrolgeruch. Heiri hatte ein blaues Auge von einem Knaben, der einen sehr gefährlichen Direkten besass, und eine aufgeschlagene Lippe von einem Gegner, der überhaupt nicht boxen konnte und einen Zufallstreffer gelandet hatte, kurz: wir sahen recht gefährlich aus. Aber innerlich waren wir sehr friedlich gestimmt. Wir sangen ein paar Lieder, und schon kam, wunderbar organisiert, der Möbelwagen mit einem gebrauchten, aber wunderschönen Bett, und einer Kiste Lebensmittel. Der Seiler-Karli, der vor dem Häuschen stand, druckste und schluckte, und wir selber waren ebenfalls gerührt, und als wir nach Hause gingen, da waren wir restlos mit uns zufrieden.

Der Seiler-Karli lebte noch ein Jahr. Aber in diesem Jahr war er uns Kindern ein guter Freund, und wenn er auch fernerhin nicht gut roch, so überwand den Schrecken tapfer und sass oft mit ihm zusammen. Denn wir waren Kinder, und wir waren, wie Kinder immer sind: frech und boshaft, aber mitleidig und hilfsbereit.

ANGRIFF AUF DIE WUNDERHAND

Eva Pfeiffer öffnete das Fenster und blickte hinab auf den Römerberg, um sich am Anblick der sonntäglich geputzten Domgänger zu ergötzen. Plötzlich griff ihre schmale, spitzenbesetzte Hand ans Fensterkreuz, sonst wäre der Körper geschwankt.

Drüben auf dem schmalen Bürgersteig der Gasse ging ein Mann, allein, dicht an den Häusern, gemessen-langsam, mit eigentümlich-breiten Schritten. Obwohl der Hochsommer schon vormittags glühte, war der Mann in einen grotesk-langen Mantel gehüllt, der die Füsse streifte, wodurch die Gestalt grösser erschien, als sie sein mochte. Unter dem hohen, schmalrandigen, rohrartigen Hut fiel das schwarze lange Haar in zerstreuten unordentlichen Locken auf die breiten Schultern. Eva Pfeiffer wusste sogleich, wer dieser sonderbare Spaziergänger war, den sie vor drei Tagen in der Konzerthalle bewundert hatte; er war der Geiger aus Genua, Nicolo Paganini. Schnell wand sie ein seidenes blaues Tuch um den blonden Kopf, schloss die Wohnung ab und kam gerade in dem Augenblick an die Seite des einsamen Mannes, als dieser den Dom betrat.

Vom Wunsch erfüllt, einmal die Hand des seltsamen Geigers ganz nahe zu sehen, verlor das Mädchen den Italiener nicht aus den Augen, als er nach Ende der Messe in der hinausdrängenden Menge zu verschwinden drohte. Vor dem Dom wurde Paganini von Harrys, seinem Sekretär erwartet. Immer stärker wurde der Wunsch in Eva Pfeiffer, die Hand des verrufenen Zauberers ganz nahe zu sehen. Diese Gedanken hatten das Mädchen etwas unachtsam gemacht, so dass es ihm entgangen war, dass der Sekretär schon mehrmals den flink beweglichen Kopf herumgedreht und das hinterher folgende Mädchen beobachtet hatte. Plötzlich stand Harrys vor Eva Pfeiffer.

«Wenn du willst, kleine Hübsche», flötete er, «können wir ein Gläschen zusammentrinken!»

«Geht auch der Meister mit?» frug Eva prompt.

«Aha», grinste der kurze, dickliche Anekdotenschreiber, «das Kind weiss, wer wir sind! Jawohl, auch Seiner Excellenz, dem Ritter Paganini, gefallen deine deutschen blauen Augen, mein Kind!»

Nach einer einsilbigen Begrüssung ging Eva Pfeiffer zwischen den beiden Männern, sorglos, neugierig und erregt.

Man stieg hinab in eine Kellerschänke. Die Weinstube war leer. Die Gäste setzten sich in eine Nische. Paganini behielt den Mantel an. Der Südländer fror in Frankfurt bereits im August.

«Gehst du oft mit Männern schon mittags in Weinstuben?» fragte jetzt der Geiger das Mädchen.

«Nie!» beteuerte Eva.

«Ach so», lächelte Paganini und Eva sah scheu diesem ironischen Lächeln nach, das um das gekrümmte, verkniffene Lippenpaar glitt. Dann sagte sie:

«Ich sah Euch, Meister, im Konzert. Euer Spiel ist so herrlich, dass ich es nie vergessen werde und vorhin, als ich Euch erkannte, erfasste mich der Wunsch, die Hand einmal ganz nahe zu sehen, die solche Wunder vermag.»

«Deshalb gingst du mir nach, schönes Kind?» frug Paganini, «es kann sein, dass du die Wahrheit sagst. Hattest du keine Furcht? Weissst du nicht, dass ich ein Teufelsgeiger und Mädchenverführer bin?»

«Das ist nicht wahr!» rief Eva laut und bekam einen roten Kopf.

«Doch, doch, mein Kind», berichtigte der Italiener mit müder Stimme, «die Leute haben recht, auch wenn sie vieles falsch reden. Der Mensch wird sündig, ohne dass er es hindern kann. Ein Künstler dazu ist nicht heute wie gestern und morgen ist er wieder ein anderer. Mädchen, die mir nachgingen, fanden das bei mir, was sie suchten. Seit einigen Tagen aber bin ich ein anderer, nicht der Mann, den die Frauen wollen. Achille, der kleine, süsse Liebling ist krank. Wenn aber Achille krank ist, bin auch ich krank, obwohl er das Kind der Bianchi ist — so kannst du heute also keinen feurigen Liebhaber in mir finden, mia bella!»

Eva Pfeiffer lauschte und schwieg. Wieder starrte sie fasziniert auf diese rechte Männerhand eines Fündundvierzigjährigen, diese Hand mit den dünnen Fingern und dem auffallend langen Daumen, diese Hand, die nach alltäglichem Begriff hässlich war, an der Kenner jedoch die Merkmale göttlicher Gnade erkannten.

Da krachten eilige Schritte mehrerer Personen über die Treppe, mit wildem Ruck wurde die Tür aufgerissen und herein stürmten vier Männer. Der vorderste, rot vor Zorn im Gesicht, als er Eva neben dem Geiger sitzen sah, schwang einen Stock. Eva Pfeiffer erbleichte. Der Mann war ihr Vater, der Sattler Franz Pfeiffer, von Verräterzunge hergerufen, seine Begleiter Zunftkameraden und Frühstücksgenossen. Ehe es zu irgendwelchen Gesprächen und Erklärungen kommen konnte, stürzten die vier Sattler auf die Gruppe in der Nische zu, zogen den schweren Eichentisch mit spielend leichter Kraft hinweg, warfen ihn um, so dass der kleine Raum erdröhnte.

«So ein Teufelskerl! Dir will ich es austreiben, gelber Schurke, deutsche Mädchen am hellen Tage zu verführen, verdammt», schrie der Sattler Pfeiffer, «die Hände soll man dem Kerl kaputt schlagen, damit er keine Geige und keine Mädchen mehr anrühren kann!»

Und ehe sich Paganini aus der Nische retten konnte, traf ein so heftiger Schlag seine rechte Hand, dass er vor Schmerz aufschrie. Aber auch Eva Pfeiffer schrie vor Schmerz jetzt auf, als sie das sah: den Angriff auf die Wunderhand!

Inzwischen hatte der Wirt, vereint mit Harrys und Eva, dem Rasenden den Stock aus der Hand gerissen. Totenbleich stand die Tochter vor dem Vater:

«Wenn du willst, Vater, dass ich überhaupt noch einmal in dein Haus zurückkomme, so musst du den Herrn Paganini um Verzeihung bitten und ihm jede Sühne bieten, die er verlangt!»

Eva Pfeiffer sprach mit lauter, strenger, ja sogar böser Stimme, die der Vater noch nie gehört hatte. Der Sattler und seine Kollegen starrten sie verblüfft an. Das Mädchen verband mit dem nassen Tuch, das der Wirt gebracht hatte, die rotgeschwollene Hand der Virtuosen.

Paganini, schon wieder Herr der Situation, hinlänglich gewöhnt an Angriffe moralischer Väter und eifersüchtiger Gatten, sagte, sich gravitatisch aufrichtend, mit mattem Lächeln: «Mein Herr, ich verstehe Sie und Ihre Wut. Sie sind der Vater dieses reizenden Mädchens. Niemand kann Sie als Vater besser verstehen als ich, der ich selbst ein zärtlich liebender Vater bin. Sie brauchen nichts zu befürchten. Ich werde den Ueberfall nicht zur Anzeige bringen. Ich hätte an Ihrer Stelle genau so gehandelt. Ihre Wut beweist nur Ihre Liebe, Ihre grosse Liebe zu Ihrer schönen Tochter. Fatal ist nur für mich gewesen, dass Sie völlig im Un-

recht sind, da Sie sich geirrt haben. Ich wollte Ihre Tochter nicht verführen; ich wollte sie nur bitten, meinen kranken, vierjährigen Sohn Achille zu pflegen!»

Darauf verliessen der Ritter Nicolo Paganini und sein Sekretär die Bärenschänke.

So geschah es, dass am gleichen Sonntag — im Sommer 1829 in Frankfurt am Main — der kranke Achille eine neue zärtliche Pflegerin erhielt, dass der brave, aber zu hitzige Sattler auf Verlangen seiner Tochter den längsten Brief seines Lebens schrieb, der, an den Ritter Nicolo Paganini adressiert, von dem Schreiber persönlich und schleunigst in das Hotel «Zum König von England» gebracht wurde, wo der weltberühmte Künstler unter Verzicht auf Luxus lebte, wie es seiner etwas geizigen Lebenshaltung entsprach, die sich einmal in grossartiger Weise für den Sohn Achille auswirken sollte, der allein das ersparte Riesenvermögen erbte, ohne allerdings etwas für die Unsterblichkeit getan zu haben wie sein grosser Vater Nicolo.

Fritz Ineichen

R U N D U M D I E H E R B S T M E S S E N

Wenn sich das Törlein hinter dem Sommer geschlossen hat und der Herbst allüberall im Land seinen Einzug hält, dann lebt im selbst so nüchtern und sachlich gewordenen Gegenwartsmenschen eine seltsame Stimmung auf, geistert durch die Gemüter und lässt spüren, dass wir trotz Motoren, Schreibmaschinen und Television noch irgendwie mit der Natur und dem Wechsel der Jahreszeiten verbunden sind. Denn in diese Tage fällt die Kilbi- und Messezeit, fröhliche Tage, die dem ausklingenden Sommer anhaften, der in Frucht und Obst Brot und Speise gab. Die äusseren Zeichen alter Traditionen werden in mancher Küche lebendig, wo nach Grossmutter's Re-

zept gebacken und geküchelt wird und wo es dann hausauf und hausab nach Schenkeli, Krapfen und Küchli duftet.

Wenn die Messen auch mit den Erntedankfesten nichts gemein haben, so fallen doch die bedeutendsten in die Herbstzeit, wo nach dem alten Spruch: «Hat der Bauer Geld, hat die ganze Welt!» schon immer Handel und Wandel am lebhaftesten waren.

Die Messen sind uralte. Mittelalterliche Städte erwuchsen um Klostersniederlassungen. Die Konventualen hatten Bedürfnisse wie die Laien und so bildeten sich für ihren Bedarf in den Zentren der grossen Klostersiedlungen Verkaufsgelegenheiten ständigen oder periodischen Charakters. Die ältesten Handelsmessen standen in enger Beziehung mit den religiösen Hauptfesten, den Tagen also, davon weither das gläubige Volk nach den religiösen Zentren strebte. An diese kirchlichen und weltlichen Festtage erinnern die englischen Bezeichnungen Christmas, Michaelmas und Candlemas.

Im Handel bildeten sich die Begriffe von Mess- und Zahltag, Mess- und Zahlwoche. Alle Messordnungen sind alt und die damaligen Landesherren kargten nie mit Messeprivilegien. So trat an Stelle der Beschränkung und Gebundenheit von Handel und Gewerbe die freie Konkurrenz, deren fremde und einheimische Kaufleute teilhaftig waren. Die Obrigkeit sah ab von Preisbestimmungen und Warenkontrolle, Markt und Messe waren absolut frei. Gegenüber fremden Kaufleuten hatten die Einheimischen einzig in der Taxansetzung der zu bezahlenden Standgelder einige Vergünstigungen. Sogar das Pfändungsrecht und aller Schuldbetrieb standen für den Marktverkehr an den Messen still.

Zu den bedeutendsten Messeplätzen der Schweiz zählte frühzeitig die alte Fürstbischöf'sresidenz und Kathedralstadt Basel. Von grosser Bedeutung war aber auch die Zurzacher Messe, von der in mündlicher Ueberlieferung heute noch ein Abglanz ausstrahlt. Aber auch andere Städte hatten ihre Messen, die, wie jene von Luzern, heute noch Bestand haben und alljährlich zweimal, im Frühling und Herbst, wiederkehren.

*Zu nebenstehendem Bild
Auf dem Viehmarkt
Photo Geissbühler*